



ORIENTIERUNG

Nr. 10 57. Jahrgang Zürich, 31. Mai 1993

AM 19. APRIL starb im 90. Lebensjahr in South Orange (New Jersey) John Oesterreicher. 1904 in einer jüdischen Familie in Mähren geboren, hatte er eine jüdisch-zionistische Erziehung. Später konvertierte er zum Katholizismus und wurde 1927 als Priester ordiniert. In Wien gründete er die Paulusgesellschaft, die jüdischen zum Katholizismus Konvertierten dienen sollte. Zeit seines Lebens hat Oesterreicher die ungeheure Spannung empfunden, einerseits seine jüdische Herkunft nicht zu leugnen, andererseits mit der Geschichte des jüdischen Volkes verbunden zu sein und zu bleiben. Sein Lebensweg war zunächst der von Menschen des jüdischen Volkes. Nach *Hitlers* Einmarsch in Wien mußte er fliehen; zunächst nach Paris, dann im November 1939 nach New York. Hier fand er allmählich seine eigentliche Bestimmung als ein katholischer Wegbereiter des christlich-jüdischen Dialogs. Er gründete 1953 an der Seton Hall University in South Orange (New Jersey) das Institut für Christlich-Jüdische Studien.

John Oesterreicher (1904–1993)

Der eigentliche Höhepunkt seines Lebens erfolgte in dem Augenblick, als Kardinal *Bea* ihn als Berater in das Einheitssekretariat berief, wo er mit ihm die Erklärung «Nostra Aetate» vorzubereiten hatte. Diese Deklaration des Konzils leitete die entscheidende Wende der katholischen Kirche gegenüber dem Judentum ein und ist bis heute die Grundlage des gegenseitigen Verhältnisses. Als Prälat Oesterreicher, übrigens gemeinsam mit *Gregory Baum*, diese Funktion übernahm, wurden an ihn nicht nur hohe geistige, sondern auch psychische Anforderungen gestellt. Als Priester schuldete er Kardinal *Bea* absolute Loyalität. Andererseits gab es antijüdische Kräfte, die diese Erklärung mit allen Mitteln verhindern wollten. Eine unheilige Alliance zwischen erzkonservativen Konzilsvätern und Bischöfen aus arabischen Ländern bekämpfte das vom Papst *Johannes XXIII.* angeforderte Papier heftig. Schließlich waren allmählich auch die Juden ungeduldig geworden, die 2000 Jahre lang mit etwas beschuldigt wurden, was es in Wirklichkeit gar nicht geben kann, nämlich einer Kollektivschuld. Zwischen diesen sehr verschiedenen Lagern stand nun Prälat Oesterreicher. Einerseits wollte er natürlich ein starkes und in die Zukunft weisendes Dokument. Andererseits mußten Kompromisse geschlossen werden, um überhaupt eine Mehrheit zu erlangen. Gegenüber den Juden hatte er die Haltung der Kurie zu verteidigen und sie damit zu trösten, daß «Nostra Aetate» schließlich erst ein Anfang wäre. Gerade während des Konzils wurde die ganze Problematik seiner starken Persönlichkeit deutlich. Das, was *Martin Buber* 1933 über den jüdischen Menschen gesagt hat, konnte man bei John Oesterreicher während des Konzils erleben: «Der jüdische Mensch von heute ist der innerlich ausgesetzte Mensch unserer Welt. Die Spannungen des Zeitalters haben sich diesen Punkt ersehen, um an ihm ihre Kraft zu messen. Sie wollen erfahren, ob der Mensch ihnen noch zu widerstehen vermag, und erproben sich am Juden. Wird er standhalten? Wird er in Stücke gehen? Sie wollen durch sein Schicksal erfahren, was es um den Menschen ist. Sie machen Versuche mit dem Juden, sie versuchen ihn. Besteht er's?...»

Das Konzil hat eine Erklärung verabschiedet, auf der man aufbauen konnte. Mit ihr hat dann auch Oesterreicher in Amerika gearbeitet. Das wichtigste äußere Zeugnis dieser Tätigkeit ist ein Jahrbuch, das fünf Bände erlebte: «The Bridge – Judaeo-Christian Studies». Es enthält wesentliche Aufsätze zum christlich-jüdischen Dialog, meistens aus der Feder von Katholiken, von sehr hohem Niveau. Im fünften Band (1970) sind auch vier Juden Mitarbeiter. Hier wird bereits das Konzil reflektiert. Es ist bedauerlich, daß dieses wichtige Werk nicht länger erscheinen konnte. Oesterreicher hat nach dem Konzil viel getan, um das Verhältnis zwischen Juden und Christen zu verbessern.

IN MEMORIAM

John Oesterreicher (1904–1993): In Mähren geboren – Aufgewachsen mit einer jüdisch-zionistischen Tradition – Zum Katholizismus konvertiert – Mitarbeiter von Kardinal *Bea* im Einheitssekretariat – Das Ringen um die Erklärung «Nostra Aetate».

Ernst Ludwig Ehrlich, Riehen bei Basel

JOHANNES XXIII.

Tod und Vermächtnis: Am 3. Juni 1963 gestorben – Veröffentlichung der Enzyklika «Pacem in terris» – Die Kubakrise als unmittelbarer zeitgeschichtlicher Kontext – Wille zur Konkretion – Engagierte Neutralität im Einsatz für den Frieden. *Nikolaus Klein*

KUNST

Elend, Blume und Stern: Zum Werk des Malers *Otto Pankok* (1893–1966) – Die Erfahrung des Ersten Weltkrieges – Mitglied des expressionistisch orientierten Künstlerkreises «Junges Rheinland» – Das Verhältnis von Mensch und Natur – Enttäuschungen während der Weimarer Republik – Liebe zu den (von ihm noch so genannten) Zigeunern – Widerstand gegen den Nationalsozialismus – Der Passionszyklus – Als entarteter Künstler von den Nazis gebrandmarkt – Nach 1945 wachsende Anerkennung – Der weitherum bekannte Holzschnitt «Christus zerbricht das Gewehr» – Bewahren und Stiften als zweifache Funktionen der Erinnerung.

Heinz Robert Schlette, Bonn

PHILOSOPHIE

Angesichts heutiger Herausforderungen: Neue Herausforderungen nach dem Ende der Ost-West-Konfrontation – Philosophie der unbefriedigten Aufklärung – Prozeß der Aufklärung muß fortgesetzt werden – Notwendige Vergegenwärtigung jüdisch-christlich-islamischer Traditionspotentiale – Eine Begründung des Menschen als Subjekt – Menschenrechte in einer multikulturellen Situation – Von der Notwendigkeit einer kritischen Erinnerung. *Willi Oelmüller, Münster/Westf.*

ALBANIEN

Europa am Ende? Eindrücke von einem Besuch im früheren Jugoslawien – Repressionen gegen die Albaner in Kosovo – Ethnische Interessen in der Geschichtsschreibung – Mussolini marschiert 1939 in Albanien ein – Die Nachkriegsentwicklung unter B. Tito und E. Hodscha – Ein Land, das sich als religionslos erklärte – Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes – Im Augenblick keine ethnischen Konflikte – Religionen suchen Zusammenarbeit – Der mächtige Nachbar Griechenland – Konflikte im Kosovo können auf Albanien übergreifen – Die Verantwortung der europäischen Demokratien.

Rupert Neudeck, Troisdorf

Als der Staat Israel in vielfacher Bedrohung war, ist er in vehementer Weise für die Existenz dieses Staates eingetreten. Er konnte hier an Erfahrungen seiner Jugend anknüpfen. In seinem starken Einsatz für den Staat Israel stand er gerade als Priester relativ allein. So wie er sich während des Konzils als Kämpfer bewährte, exponierte er sich in einer für einen Monsignore durchaus unüblichen Weise zugunsten des Staates Israel.

In einer von seinem Institut veröffentlichten Rede «Salute to Israel» heißt es: «Es ist nicht genug, Versammlungen zu besuchen, um Israel zu beglückwünschen. Wir alle müssen jede Anstrengung unternehmen, geistig andere Menschen für Israel zu gewinnen.» Es ist nicht selten so bei Menschen, daß sie im Alter wieder an Jugendergebnisse anknüpfen. Schließlich hatte John Oesterreicher eine zionistische Vergangenheit.

In seiner Generation war John Oesterreicher eine fast einzigartige Gestalt. Er ist nur mit zwei anderen Persönlichkeiten seiner Generation zu vergleichen, dem allzu früh verstorbenen *Karl Thieme* und der verehrungswürdigen, hoch betagten *Gertrud Luckner*. Es ist im übrigen vielleicht nicht ganz ohne Interesse, daß auch diese beiden Persönlichkeiten konvertierten, dieses Mal jedoch vom Protestantismus zum Katholizismus.

Es hat sicher Prälat Oesterreicher in den letzten Jahren eine tiefe Befriedigung gegeben, daß seine Intentionen nicht nur von Papst *Johannes Paul II.* verstärkt aufgenommen wurden, sondern daß es in vielen Ländern Menschen gegeben hat, die seine Ideen weitergetragen haben und den katholisch-jüdischen Dialog auf vielen Gebieten förderten. Er war zweifellos ein Pionier, aber er hatte Gefolgschaft gefunden, indem auch versucht wird, das jüdische Selbstverständnis ganz ernst zu nehmen.

Wenn in einem Nachruf auf ihn (Kathpress Nr. 091, 21. April 1993, S. 11) von ihm die Rede ist und es dort heißt: «ein Jude und Katholik», so hat man damit seine tiefsten Intentionen mißverstanden. Er war ein Katholik, der sich seiner Herkunft aus dem Judentum bewußt war und daraus wesentliche Konsequenzen für sein Leben zog. Ihm ging es darum, gerade als

Katholik ein Verständnis für das Judentum bei Christen zu wecken, und vor allem, der christliche Baum sollte um seine jüdischen Wurzeln wissen. Darum war es schon dem Apostel Paulus in Röm 9–11 gegangen, wengleich dieser Teil seiner Botschaft leider fast zwei Jahrtausende verschüttet war.

Wenn wir heute dankbar Prälat Oesterreichers gedenken, so steht er in unserer Erinnerung vor uns als ein tapferer Mensch, der kämpferisch manches hatte erreichen können. Für die Juden blieb er der Konvertit, und Katholiken mit bewußten oder unbewußten anti-jüdischen Gefühlen sahen in Msgr. Oesterreicher eher einen Juden, den es in den katholischen Bereich verschlagen hatte. In einer solchen Spannung zu leben, ist ungeheuer schwer, gerade deshalb haben wir ihm Dankbarkeit zu bezeugen, daß er diese Spannungen ertrug und damit Katholiken und Juden einen Dienst erwies als ein Kämpfer gegen jede Form der Judenfeindschaft, zuletzt gegen den Antizionismus. Als ein wesentlicher Pionier des christlich-jüdischen Dialoges ist er eingeschrieben in die Geschichte seiner Kirche. Ohne ihn wären wir alle geistlich und menschlich ärmer gewesen. *Ernst Ludwig Ehrlich, Riehen bei Basel*

Hinweise: J. Oesterreicher, Kommentierende Einleitung zur Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen «Nostra aetate», in: LThK Ergänzungsband II: Das Zweite Vatikanische Konzil. Teil 2, 1967, S. 406–478; A. Finkel, L. Frizzell, Hrsg., Standing before God. Studies on Prayer in Scriptures and in Tradition with Essays. In Honor of John M. Oesterreicher. KTAV, New York 1981 (S. 393–399; Bibliographie 1934–1978); Martin Buber and the Christian Way. With Introduction by E. A. Synanu and M. Wyschogrod. Philosophical Lib., New York 1986; The New Encounter between Christians and Jews. Foreword by J. Cardinal Willebrands. Philosophical Lib., New York 1986; Das im Pariser Exil 1939 veröffentlichte Buch «Racisme, Antisemitisme, Antichristianisme» (Cerf; Überarb. Auflage: La Maison Française, New York 1943) erscheint im Herbst 1993 erstmals in einer deutschen Übersetzung: Rassenhaß ist Christushaß. Hitlers Judenfeindlichkeit in zeitgeschichtlicher und heilsgeschichtlicher Sicht. Mit einem Vorwort von Kardinal Franz König. Aus dem Französischen übersetzt von E. Steinacker. Verlag HermaGORAS, Klagenfurt 1993. (Red.)

Johannes XXIII. – Tod und Vermächtnis

Vor dreißig Jahren starb am 3. Juni 1963 Angelo Giuseppe Roncalli. Obwohl seine Amtszeit als Papst Johannes XXIII. nicht einmal fünf Jahre dauerte, hatte damals sein qualvolles Sterben und sein Tod weltweit über die Grenzen der katholischen Kirche hinaus Trauer ausgelöst. Im Rückblick auf die durch sein Pontifikat in der katholischen Kirche in Gang gesetzten Reformen, wie sie nicht nur das Leben der Christen heute bestimmen, sondern wie sie auch durch die zeitgeschichtliche Forschung immer präziser erschlossen werden, gewinnen zwei Aspekte seiner Amtszeit deutlich an Profil: Erstens einmal hat Johannes XXIII. dem von ihm angekündigten und einberufenen Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965), dessen erste Sitzungsperiode noch zu seinen Lebzeiten stattfand, eine klare Zielsetzung gegeben, indem er von dem «pastoralen Charakter» des Konzils sprach. Zweitens hat er durch sein letztes Lehrschreiben «Pacem in terris» (1963) eine präzise Deutung dessen gegeben, was er unter einem «Lehramt von vorrangig pastoralem Charakter» verstand, und so durch dieses Dokument den Konzilsteilnehmern einen Maßstab für ihre Beratungen vorgelegt.

Der unmittelbare zeitgeschichtliche Kontext, der Johannes XXIII. veranlaßt hat – nachdem er am 23. September 1962 über seine unheilbare Krankheit informiert worden war – trotz der Vorbereitungen für die Konzilsöffnung (am 11. Oktober 1962) und der Beratungen während der ersten Sitzungsperiode (1962) ein Lehrschreiben über den Frieden zu verfassen, läßt sich kurz darstellen. Als auf dem Höhepunkt der Kubakrise

(22. bis 28. Oktober 1962) die traditionellen diplomatischen Kontakte zwischen den USA und der Sowjetunion nicht mehr funktionierten, bat Präsident J. F. Kennedy über die Vermittlung von Norman Cousins, dem Herausgeber der «Saturday Review», den Vatikan um eine diplomatische Intervention. Der Papst ließ daraufhin am 25. Oktober über Radio Vatikan eine Botschaft mit einem dringenden Friedensappell verbreiten, die das zusammenfaßte, was er bei einer Audienz am Vortag seiner Ansprache improvisierend angefügt hatte: «Der Papst spricht immer gut von solchen Staatsmännern, auf welcher Seite auch immer, die bestrebt sind zusammenzukommen, um Krieg zu vermeiden und der Menschheit Frieden zu bringen.» Am 26. Oktober veröffentlichte die «Prawda» den päpstlichen Friedensappell auf ihrer Titelseite, und zwei Tage später erklärte sich N. Chruschtschow nicht nur bereit, gegen die Zusage von Garantien die Raketen von Kuba abzuziehen, sondern auch weiterführende Gespräche über Entspannung und Abrüstung zu führen.

Während der Kubakrise hatte Johannes XXIII. in den «Abgrund» des atomaren Krieges geschaut, wie es einmal Peter Hebblethwaite formuliert hat, und er empfand die von N. Chruschtschow geäußerte Bereitschaft zu Abrüstungsgesprächen als einen Anstoß, eine Friedenszyklika zu schreiben. Die Entscheidung dafür fiel er vier Tage nach Beendigung der Krise. Die ersten persönlichen Notizen dazu datieren vom 16. November, und noch im gleichen Monat bildete er unter Leitung des Sozialwissenschaftlers an der Lateranuniversität,

Mgr. Pietro Pavan, eine Arbeitsgruppe, der er als Leitlinie für ihre Arbeit die Weisung mitgab, keine Verurteilungen zu formulieren: «Ich kann nicht der einen oder anderen Seite bösen Willen zuschreiben. Wenn ich es tue, dann wird es keinen Dialog geben, und alle Türen werden sich schließen.»

Das starke persönliche Engagement von Johannes XXIII. für die Ausarbeitung des Textes der Enzyklika erschließt sich einem, wenn man sich den Ablauf der Textredaktion verdeutlicht. Am 7. Januar 1963 legte ihm P. Pavan einen ersten Textentwurf vor, den der Papst so kommentierte: «Vor allem die Anwendungen, die sich auf die Pastoral beziehen, sind bemerkenswert.» Johannes XXIII. meinte mit dieser Bemerkung den fünften Teil der Enzyklika mit dem Titel «Pastorale Weisungen. Die Pflicht, am öffentlichen Leben teilzunehmen». Aber gerade dieser Textteil fand eine deutliche Kritik bei seinen engsten Mitarbeitern, die seinen Text danach bemessen haben wollten, wie weit er damit in Kontinuität mit der Lehre seiner Vorgänger stehe. Sie verlangten, daß jene Passage, in der der Papst von der notwendigen Zusammenarbeit der Katholiken mit jedermann spricht (Nr. 160), um den Satz ergänzt würde, daß jene Zusammenarbeit «sich nach der Soziallehre der Kirche richten und in Übereinstimmung mit den Richtlinien des kirchlichen Lehramtes stehen» (Nr. 160) soll. Der Papst akzeptierte diesen Zusatz, weil dadurch seiner Einschätzung nach seine Grundintention nicht außer Kraft gesetzt wurde. Er notierte sich dazu: «Alle, von Ciappi bis Jarlot, von Ottaviani bis Siri sind mit den vier ersten Teilen der Enzyklika einverstanden. Beim fünften Teil, bei den pastoralen Weisungen, kann der Papst nicht in den Wolken bleiben. Er muß auf das Problem eine Antwort geben, wie die Katholiken in der Gesellschaft handeln können. Entweder sagt er ihnen, daß sie in der Gesellschaft wie beim Aufbau des Friedens präsent sind, oder er wiederholt das *non expedit*. Ich glaube nicht, daß ein neues *non expedit* dem Frieden dienen kann.»

Wille zur Konkretion

Am 9. April 1962 unterzeichnete Johannes XXIII. feierlich die Enzyklika und ließ sie zwei Tage später veröffentlichen. Sie präsentiert sich als eine lange Erklärung über Rechte und Pflichten der menschlichen Person, als eine Darlegung über die Beziehung der Menschen und der Staatsgemeinschaft wie der einzelnen politischen Körperschaften innerhalb der Völkergemeinschaft. Die Probleme von Frieden und Abrüstung tauchen eigentlich nur beiläufig auf, aber indem das Lehrschreiben die Suche nach dem Frieden mit der Frage nach dem Aufbau menschlicher Beziehungen auf allen Ebenen verbindet, erreicht die Enzyklika jene Konkretion, die der Papst bewußt – auch gegen das Votum seiner Mitarbeiter – gewollt hatte. Eine Lektüre des Textes führt deshalb immer zum zeitgeschichtlichen Kontext seiner Entstehung zurück, so daß auf

diese Weise die verschiedenen Ebenen der Argumentation miteinander ins Spiel gebracht werden: die Ebenen einer christlichen Anthropologie und die Ebene einer naturrechtlichen Argumentation. In dieser Dynamik finden auch die Abschnitte über die «Zeichen der Zeit», die jeweils die vier ersten Teile abschließen, ihren Ort. Die Auswahl der Themen und deren Darstellung begründet der Papst ausdrücklich von einem Verständnis seines Lehramtes als eines, das wach auf die Bedürfnisse der Menschen seiner Zeit hört: «Was Wir bisher über die Fragen ausgeführt haben, welche die menschliche Gesellschaft gegenwärtig so beunruhigen und die mit dem Fortschritt der Menschheitsfamilie eng zusammenhängen, das hat Unserm Herzen jene starke Sehnsucht eingegeben, von der alle Menschen guten Willens entflammt sind: daß auf dieser Erde der Friede gesichert werde.» (Nr. 166) Dieser Bestimmung seines Amtes entspricht die von ihm in der Enzyklika ausdrücklich festgehaltene Position, daß auch der irrende Mensch ein die Wahrheit suchender ist: «Von da aus gesehen, ist es durchaus angemessen, bestimmte Bewegungen, die sich mit wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen Fragen oder der Politik befassen, zu unterscheiden von falschen philosophischen Lehrmeinungen über das Wesen, den Ursprung und das Ziel der Welt und des Menschen, auch wenn diese Bewegungen aus solchen Lehrmeinungen entstanden und von ihnen angeregt sind.» (Nr. 159)

Während der Abschlußarbeiten an der Enzyklika wurde Papst Johannes XXIII. der Internationale Balzan-Preis für den Frieden zugesprochen. Daß er diesen Preis annahm und daß er bereit war, die Tochter und den Schwiegersohn N. Chruschtschows Rada und Alexej Adschubej in Audienz zu empfangen, rief nicht nur in Teilen der italienischen Rechtspresse, sondern auch in seinem Mitarbeiterstab und bei Mitgliedern des Kardinalskollegiums Kritik hervor. Beim Empfang des Komitees für den Balzan-Preis am 7. März 1963 begründete der Papst diese umstrittenen Amtshandlungen, indem er seinen Einsatz für den Frieden als Ausdruck einer «engagierten Neutralität» bezeichnete, mit der die Kirche ihren Friedenswillen überall dort bezeugen will, wo sie mit Menschen guten Willens zur Zusammenarbeit bereit ist. Mit dieser Ansprache hatte Johannes XXIII. vier Wochen vor der Veröffentlichung von «*Pacem in terris*» einen Schlüssel zum Verständnis dieses Lehrschreibens formuliert.

Nikolaus Klein

Benützte Literatur: Discorsi, Messaggi, Colloqui del Santo Padre Giovanni XXIII. Band IV und V, Tip. Pol. Vaticana 1964 und 1965; R. Coste, u. a., Paix sur la terre. Actualité d'une encyclique. Centurion, Paris 1992; P. Hebblethwaite, Johannes XXIII. Das Leben des Angelo Roncalli. Zürich. u. a. 1986; G. Maron, Johannes XXIII. – Eine Verlegenheit für die kirchliche Geschichtsschreibung, in: Ders., Zum Gespräch mit Rom. Beiträge aus evangelischer Sicht. Göttingen 1988, S. 249ff.; G. Zizola, Giovanni XXIII. La fede e la politica. Laterza, Roma-Bari 1988.

ELEND, BLUME UND STERN

Zum Werk des Malers Otto Pankok (1893–1966)

Oft ist heute von Erinnerung die Rede. Gegenüber allen Formen und Tendenzen des Vergessens, des Wegdrängens hat Erinnerung – politisch, psychologisch, «religiös» – ihre Bedeutung. Kürzlich machte die französische Historikerin *Mona Ozouf* zum Umgang mit Vergangenheit in einem Interview eine wichtige Unterscheidung: «garder la mémoire, fonder la mémoire». ¹ Das «garder» meint das, was zumeist und auch zu Recht geschieht – trotz der ihm eigentümlichen Gefahr, sich in Nebensächlichkeiten zu verlieren (es gibt Museen für alles und jedes); das zweite aber – «fonder la mémoire» – ist weit weniger geläufig. Schon die Übersetzung bereitet Probleme; am

besten scheint mir: «die Erinnerung stiften». «Stiften», «Schaffen», «Grund-Legen» und in diesem Sinne Erinnerung stets neu Be-Gründen, über das bloße Bewahren hinaus Zeigen, warum Erinnerung sein muß und daß sie auf Zukunft hin etwas mitzuteilen hat – solches «fonder la mémoire» ist gerade heute notwendig und unentbehrlich.

Dies ließe sich zweifellos an zahlreichen Beispielen zeigen, und zahlreich sind auch die Formen, in denen solches Erinnerung-Stiften möglich ist. Eine dieser Formen ist die Kunst; dies sei hier am Beispiel des Malers, Holzschneiders und Bildhauers Otto Pankok (8. 6. 1893 bis 20. 10. 1966), anlässlich seines 100. Geburtstags, erläutert.

Pankok, in Saarn bei Mülheim/Ruhr geboren, hielt es nach dem Abitur in Mülheim an den Kunstakademien in Düsseldorf

¹ Le passé recomposé (Gespräch mit Mona Ozouf), in: magazine littéraire, Februar 1993 (Nr. 307), S. 24.

und Weimar nicht lange aus;² 1913 zog er sich in die Einsamkeit nach Dötlingen in Oldenburg zurück und schrieb später über diese für ihn wichtige Lebensphase: «Es begann ein herrliches Jahr in einem oldenburgischen Dorf in ungeheurer Einsamkeit, ein Schwelgen in Kohle und Papier, ein Suchen nach dem Wesen des Menschlichen bei armen abgetriebenen Weibern und Tagelöhnerinnen, die wie aus dem Sandboden aufgewachsen waren, fraßen, was sie der Erde abrangen, in Tuberkulose und Schmutz hinstarben und wieder völlig zu Erde wurden. Ich suchte der Natur und den Elementen so nahe zu sein wie diese einfachen Menschen in ihren Hütten und auf ihren Feldern, zu denen mein Instinkt mich getrieben. Ohne dieses eine rauschhafte Jahr des Anfangs und der Bestätigung wäre die Folgezeit nicht ertragbar gewesen ...»³

1914 wurde Pankok zum Militär einberufen. 1915 in Nordfrankreich schwer verwundet, wurde er nach langen Lazarettaufenthalten 1917 entlassen. Nach Zwischenstationen in Berlin, Oldenburg und Ostfriesland – in dieser äußerst unsicheren Zeit von 1917–1919 – ging er 1919 wieder nach Düsseldorf; 1921 heiratete er die Journalistin und Kunstkritikerin Hulda Droste. Bald gehörte er, zusammen mit seinem Freund Gert Wollheim,⁴ zu dem expressionistisch orientierten Künstlerkreis «Junges Rheinland». Nach Reisen in die Niederlande und nach Paris noch vor dem Ersten Weltkrieg führt ihn in den zwanziger Jahren der Weg nach Italien, Südfrankreich und Spanien.

Seit seinen Anfängen ging es Pankok in seinem künstlerischen Werk um das Verhältnis von Mensch und Natur, mit einem deutlichen Affront gegen alles als inhuman Erlebte und vor allem gegen die entfremdenden Konsequenzen der technisch-industriell geprägten Zivilisation. Besonders beeindruckt wurde er schon in jungen Jahren von Rembrandt, Millet und van Gogh, bald auch von Cézanne, Edvard Munch und El Greco. Mit dem «Impressionismus», dem «L'art pour l'art» und den «Abstrakten» konnte er sich nicht anfreunden. Wie immer man diese seine Distanzierungen – im damaligen Kontext und von heute aus – beurteilen mag, Pankok wollte die Realität, das wirkliche Leben zeigen – freilich nicht im Sinne eines unernsten, bloß «abbildenden» Naturalismus, vielmehr in einer Weise und Intention, die man – mit der Unschärfe solcher Terminologien – als «realistischen Expressionismus» kennzeichnen mag.⁵ Hierfür wird es mannigfache Gründe gegeben haben; ein den jungen Pankok bestätigendes und bestärkendes Motiv bildete eindeutig seine Kriegserfahrung. Pankok ist mit seinen Werken und seinen schriftlich festgehaltenen Ansichten einer jener Zeugen, die der Beweis dafür sind, daß das Erlebnis dieses schrecklichen Krieges politisch nicht zwangsläufig nach rechts und damit in den gewollt oder ungewollt prä-nationalsozialistischen Irrationalismus führen mußte. «Das Kriegserlebnis wurde für ihn, wie für Max Beckmann, George Grosz, John Heartfield, Käthe Kollwitz und viele andere Künstler, zum Schlüsselerlebnis unmenschlicher und verantwortungsloser Politik mit tiefgreifenden Konsequenzen für ihr Leben, ihre Wertvorstellungen und ihre Kunst»⁶.

² Im folgenden stütze ich mich vor allem auf das vorzügliche Buch von R. Zimmermann: Otto Pankok. Das Werk des Malers, Holzschneiders und Bildhauers. Berlin (Rembrandt Verlag) 1972 – selbst ein Kunstwerk! – sowie auf den Band: Otto Pankok. Zeichnungen, Grafik, Plastik. Hrsg. v. K. L. Hofmann, C. Präger u. B. Bessel. Berlin-West (Elefanten Press) 1982 (Lit.); vgl. auch B. Perotti, Begegnung mit Otto Pankok. Düsseldorf (Progress Verlag) 1958; K. Schifner, Otto Pankok. Dresden (Verlag der Kunst) 1963, 2. Auflage Mülheim/Ruhr (Piscator Verlag) 1970.

³ O. Pankok, Stern und Blume. Mit 150 Abbildungen. Hrsg. u. verlegt vom Freihochschulbund. Düsseldorf 1930, S. 10.

⁴ Vgl. des näheren den Katalog zu der Gert Heinrich Wollheim-Retrospektive in Düsseldorf, Februar–April 1993 (Wienand Verlag, Köln); zu dieser Ausstellung s. U. Bode in: «Süddeutsche Zeitung» v. 24. 2. 1993, S. 13.

⁵ Vgl. des näheren R. Zimmermann, a. a. O. S. 7–26.

⁶ «Du sollst nur deinen Träumen trauen». Otto Pankok 1893–1966. Ungezeichnete Einführungsaufsatz in dem erwähnten Band der Elefanten Press, S. 8 (im folgenden: EP).

Aufgrund einiger Veröffentlichungen von ihm und über ihn⁷ und mehrerer Ausstellungen nicht mehr unbekannt, ließ Pankok 1930 ein vorzüglich ausgestattetes Buch mit dem – einem Gedicht *Clemens Brentanos* entnommenen – Titel erscheinen: «Stern und Blume». Es enthielt neben zahlreichen Reproduktionen auch autobiographische und zeitkritische Texte, in denen man zum Beispiel liest: «Ja, ihr Alten hattet es gut, ihr Nolde, Heckel, Kirchner. Alle jene, die vor dem Krieg schon fest im Sattel saßen und sich bewiesen hatten, die nicht nur Zukunft hatten, sondern schon die Gegenwart besaßen und nach dem Krieg nur wieder anzuknüpfen brauchten, nur weiter zu gehen brauchten auf dem eingeschlagenen Weg! Uns aber hatte man den Pokal mit dem herrlichsten Wein vom Munde weggeschossen. Unsere energiegeladene Jugend hatte man geknebelt, versklavt und zermüht. Man hat uns zur Verzweiflung getrieben und uns jeden Funken aus dem Schädel geknallt ... Die Zeit ist weitergelaufen. Die Wunden haben sich geschlossen, Narben sind Schönheitsfehler. Schwamm drüber!»⁸

Enttäuschung in der Zwischenkriegszeit

Doch (auch) Pankoks Erwartungen einer politischen Neuordnung in Deutschland wurden enttäuscht. «Viele Künstler erkannten, daß ihre Hoffnung auf ein neues Leben, auf eine sozialistische Ausrichtung der Regierungspolitik sich nicht erfüllten, daß sich die Lebensverhältnisse für die breiten Schichten kaum veränderten, daß *der Kaiser ging, die Generäle blieben*».⁹ Ende der zwanziger Jahre stand Pankok der in Berlin gegründeten «Assoziation Revolutionärer Bildender Künstler Deutschlands» nahe, doch «parteiliche Festlegungen blieben ihm zeit seines Lebens ... fremd, sie erschienen ihm als Beeinträchtigungen persönlicher Verantwortung».¹⁰ Sein «Realismus», dessen Ausdruck bei der Darstellung der Leidenssituationen der Menschen von erschütternder Drastik sein konnte, in der Darstellung der Naturmotive indes eine liebevolle, zärtliche Nähe zu aller Kreatur, zu Tieren, Pflanzen und Gestirnen erreichte, wollte die Wirklichkeit in ihrer ganzen Spannungsbreite zwischen Entsetzlichkeit und Schönheit vernehmbar machen.

Zu Pankoks «Sprache» gehört, wie Rainer Zimmermann zu Recht hervorhebt, insofern immer auch das Moment der «Abstraktion», als er fast stets auf die Farben verzichtete. Zimmermann schreibt hierzu: «Pankoks konsequente Abstraktion der Wirklichkeit zu Schwarzweiß-Bildern ist ein künstlerischer Entschluß von außerordentlicher Tragweite. Er ist nicht – wie immer wieder behauptet wurde – die Folge einer «Farbblindheit im physiologischen Sinne», sondern die Konzentration der Mittel auf ein künstlerisches Ziel, nicht anders als bei Kubin oder Barlach. Während sich aber Kubins Phantasie ganz im Zeichnerischen verwirklicht und Barlachs Schaffen in der Plastik seinen Schwerpunkt findet, entwickelt der dritte dieser Magier der «schwarzen» Kunst eine Malerei, die in einer im Abendland bisher einzigartigen Weise die Ausdruckswerte zwischen Schwarz und Weiß auslotet ... Sicherlich ist die hohe Schätzung des Schwarzen in der Kunst Ostasiens zunächst ohne vorbildlichen Einfluß gewesen; später mag sie manchmal eine Bestätigung für Pankok geworden sein, der immer wieder eine geheime Wahlverwandtschaft zur fernöstlichen Kunstauffassung empfunden hat. In der schwarzen Monochromie symbolisiert sich dem Ostasiaten das Geheimnisvollste und Tiefste des Universums: «das chinesische Wort *Hsüan* bedeutet sowohl die schwarze Farbe wie Unerschöpflichkeit des Wesens der Welt.»¹¹

⁷ Vgl. im einzelnen EP S. 149–152.

⁸ O. Pankok, Stern und Blume, a. a. O. 11f.; auch EP 8f.

⁹ EP 11.

¹⁰ EP 13.

¹¹ R. Zimmermann, a. a. O. S. 37. Pankok selbst schrieb in einem Brief vom 21. 1. 1963: «Manche Rezensenten übernehmen die Legende, ich sähe alles schwarz und ohne Farbe. Das ist natürlich reiner Blödsinn.»

Besonders bezeichnend für den Menschen Pankok und seine künstlerischen Intentionen ist seine Liebe zu den (von ihm noch so genannten) Zigeunern. Fasziniert von ihrer Lebensweise, wie er sie in Les-Saintes-Maries-de-la-Mer erlebt hatte, weilte er 1931/32 oft in der Siedlung der Sinti im Heinefeld am Stadtrand von Düsseldorf. Dort entstanden ergreifende Bilder und festigte sich seine entschiedene Sympathie für dieses Volk. Zweifellos hätte Otto Pankok *Günter Grass* zugestimmt, der am 18. 11. 1992 seine Münchner «Rede vom Verlust» in großer Sorge um die gegenwärtige Lage im wiedervereinigten Deutschland mit den Worten beendete: «Hört endlich auf, die Zigeuner auf eingefahrener Spur abzuschieben. / Sie könnten uns behilflich sein, indem sie unsere festgefügte Ordnung ein wenig irritieren. Etwas von ihrer Lebensweise dürfte getrost auf uns abfärben. Sie wären Gewinn für uns nach so viel Verlust. Sie könnten uns lehren, wie nichtig Grenzen sind; denn die Roma und Sinti kennen keine Grenzen. Die Zigeuner sind überall in Europa zu Hause, sie sind, was wir zu sein vorgeben: geborene Europäer!»¹²

Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten

Schon 1933 kam es zu Auseinandersetzungen mit den Nazis; viele von Pankoks jüdischen und kommunistischen Künstlerfreunden mußten fliehen, wurden verhaftet und starben in Konzentrationslagern. Pankok entging zunächst noch den «Säuberungen», wurde aber mehr und mehr angegriffen.¹³ Sein sechzig großformatige Bilder umfassender Zyklus «Die Passion», den er 1933/34 schuf, war den neuen Machthabern ein Greuel. Als er fünf Bilder auf der Ausstellung «Westfront 1933» in Essen zeigen wollte, wurden sie entfernt, und man forderte Pankok auf, sie durch Landschaften zu ersetzen ... Pankok schrieb daraufhin einen Protestbrief an den «Reichsleiter» des «Kampfbundes für die deutsche Kultur», *Alfred Rosenberg*, obwohl dies seine Position nicht gerade verbessern konnte.¹⁴ Auch bemühte sich Pankok weiter um die Buchpublikation des Passionszyklus. Der damals sehr geschätzte und bekannte Jesuit *Friedrich Muckermann* hatte das Vorwort bereits geschrieben, doch da er selbst in Gefahr war und in die Niederlande fliehen mußte,¹⁵ stellte Pankok selbst dem Werk ein Vorwort voran. Das Buch konnte zwar Ende 1936 im Verlag Kiepenheuer in Berlin erscheinen, wurde jedoch kurz danach beschlagnahmt. Nur wenige Exemplare waren ausgeliefert worden. Am 21. Januar 1937 war im «Schwarzen Korps», der Wochenzeitung der SS, anonym ein hämischer, haßerfüllter Artikel mit dem Titel «Gotteslästerung 1936» erschienen, in dem Pankok «übelste philosemitische Malerei» vorgeworfen und das Buch als ein «Pamphlet gegen alles Urwüchsige und Gesunde» verunglimpft wurde.¹⁶

Die Bilder vom Leiden des Juden Jesus, die «fast karikaturistischen Charakterisierungen seiner Peiniger»¹⁷ und manche zeitgenössischen Anspielungen hatten den Zorn der braunen Zensoren erregt. Die Konsequenz: «Seit 1937 gehörte Pankok zu

den im vollen Licht nationalsozialistischer Aufmerksamkeit stehenden «entarteten» Künstlern: In der Münchner Ausstellung «Entartete Kunst» 1937 wurden seine «Zigeuner»-Lithos als «undeutsch» ausgestellt; in der Düsseldorfer Fassung dieser Wanderausstellung war er ebenfalls vertreten; bei der großangelegten «Säuberung» des öffentlichen Kunstbesitzes wurden 56 seiner Arbeiten aus den Museen entfernt und vernichtet. / Alle Werke, die nach 1937 entstanden, konnten bis 1945 nie gezeigt werden. Das Leben wurde für ihn und seine Familie immer schwieriger, die Schikanen nahmen zu. Otto Pankok erhielt Arbeitsverbot, auch über Hulda Pankok wurde Berufsverbot als Journalistin und Mitarbeiterin des Rundfunks verhängt. Pankok versuchte, sich den Pressionen durch den Rückzug in abgelegene Dörfer zu entziehen ..., 1939 auch durch einen allerdings gescheiterten Emigrationsversuch in die Schweiz.»¹⁸ Mit der Hilfe von Freunden und aufgrund glücklicher Umstände, nicht zuletzt dank des mutigen Beistands seiner Frau, gelang es Pankok, sich bis zum Kriegsende durchzuschlagen, anderen – so gut es ging – noch zu helfen, seine Bilder zu verstecken und insgeheim weiterzumalen¹⁹; 1939–45 entstanden insbesondere die mehrfach unter dem Titel «Jüdisches Schicksal» ausgestellten Bilder mit Titeln wie «Die Synagoge», «Geiger im Ghetto», «Sie kommen», «Judenhaus»²⁰ – ein weiterer Beleg dafür, daß damals nicht alle in Deutschland über das «Schicksal» der Juden nichts wußten ...

Wachsende Anerkennung nach 1945

Nach 1945 setzte allmählich, aber zuerst noch zögerlich, weil sein «Expressionismus» nicht den nun vorherrschenden Kunstströmungen entsprach, die öffentliche Anerkennung Pankoks ein. 1947 wurde er an die Düsseldorfer Kunstakademie berufen, wo er bis 1958 als Professor einer Zeichenklasse wirkte. Danach ließ er sich in Haus Esselt bei Wesel am Niederrhein nieder. Nach seinem Tod wurde auf diesem Anwesen das weiträumige Otto-Pankok-Museum errichtet, und seit 1968 pflegt die Otto-Pankok-Gesellschaft das Andenken an Werk und Leben dieses eigenständigen, unabhängigen Künstlers. Es versteht sich von selbst, daß es ganz unmöglich ist, allein durch das geschriebene Wort ein künstlerisches Werk vorzustellen. Seine so verschiedenartigen Bilder wie etwa die der Armen aus dem katalanischen Cadaqués (1929), der jetzt in einer vorzüglichen Neuausgabe vorliegende Passionszyklus²¹, «Von Auschwitz zurück» (1948), «Früchte der Provence» (1950), «Pferd und Sonne» (1957), die Porträts von Annette von Droste-Hülshoff, Else Lasker-Schüler, Chagall, Barlach, die Selbstbildnisse, die Plastiken, die vierzig zweifarbigen Holzschnitte zu dem chinesischen Volksbuch aus dem 13. Jahrhundert «Die Räuber vom Liang Schan Moor» (1956/57),²² das Gemälde «Kinder an der Moschee» von 1954 (Pankok reiste in den Jahren 1953–56 mehrmals nach Jugoslawien), «Moschee mit Storch» (1965), der Holzschnitt «Haltet ein!» (1966 zum Vietnam-Krieg) – dies alles wäre in Ruhe zu betrachten.

1950 schuf Pankok einen Holzschnitt, der namentlich in der damaligen und späteren Friedensbewegung geschätzt und auf die Titelseite des «Spiegels» vom 15. Juni 1981 gesetzt wurde:

¹² G. Grass, Rede vom Verlust. Über den Niedergang der politischen Kultur im geeinten Deutschland. Göttingen 1992, S. 57f. Günter Grass wurde inzwischen der Hidalgo-Preis der spanischen Sinti und Roma verliehen. – Vgl. den Band O. Pankok, Die Zigeuner. Düsseldorf (Drei Eulen Verlag) 1947 (2. Aufl. ebd., Progress Verlag, 1958). – Die Wochenzeitung «Die Zeit» brachte am 5. 3. 1993 zu dem Artikel von Michael Zimmermann, «Die letzte Fahrt» über die Verschleppung der Sinti und Roma nach Auschwitz im März 1943 (S. 98) die Reproduktion der Kohlezeichnung «Violinspielerin» (1933) von O. Pankok.

¹³ Vgl. im einzelnen R. Zimmermann, a. a. O. S. 46–64, sowie R. Dehnen, Otto Pankok – Wege seines Lebens, in: Otto Pankok, Die Passion (s. unten Anm. 21), S. 158–166, bes. S. 163f.

¹⁴ Abgedruckt innerhalb der sehr instruktiven Zusammenstellung von «Selbstzeugnissen» Pankoks in EP 31f.; auch bei R. Dehnen, Das Schicksal der «Passion» im Dritten Reich, in: Otto Pankok, Die Passion (s. unten Anm. 21), S. 155–157.

¹⁵ Vgl. R. Zimmermann, a. a. O. S. 47–51, bes. 50.

¹⁶ Dieser Artikel wurde als Faltblatt der Neuausgabe des Zyklus «Die Passion» in Faksimile beigegeben (nach S. 166); vgl. unten Anm. 21.

¹⁷ EP 17.

¹⁸ EP 19; s. des näheren R. Zimmermann, a. a. O. S. 56.

¹⁹ Vgl. R. Zimmermann, a. a. O. S. 60–63; R. Dehnen, Otto Pankok – Wege seines Lebens, a. a. O. S. 164; s. auch das Heft «Hulda Pankok 1895–1985» mit Beiträgen von C. Lauterbach, einem Weggefährten Pankoks, und Eva Pankok: Schriftenreihe des Otto-Pankok-Museums, Hünxe-Drevenack 1985. (Anschrift der Pankok-Gesellschaft: D-W-4224 Hünxe 2 [Drevenack] Haus Esselt, Otto-Pankok-Weg 4.)

²⁰ Vgl. R. Zimmermann, a. a. O. S. 57–64 sowie das Heft «Jüdisches Schicksal», mit einem Beitrag von M. von Felbert: Schriftenreihe des Otto-Pankok-Museums, a. a. O. 1979.

²¹ Vgl. Otto Pankok, Die Passion in 60 Bildern. Hrsg. v. F. W. Heckmanns. Köln (Wienand Verlag) 1992 (mit Beiträgen von O. Pankok, R. Dehnen u. F. W. Heckmanns). Der Zyklus wurde kürzlich beim 250jährigen Jubiläum des Gewandhauses zu Leipzig ausgestellt, bei welcher Gelegenheit K. Biedenkopf, J. Rau und K. Masur Grußworte sprachen.

²² Vgl. R. Zimmermann, a. a. O. S. 78–80; EP 24.

Was Ihr durchblättert in meinem Werk, ist viel Armut, / viele Bilder von erniedrigten Menschen, verstoßenen Kindern, / verachteten Tieren, viele einsame Dinge und verschollenes Land.

Regen und dunkel drohender Himmel. Steinige Äcker, Eisesglätte, / beißender Wind und schwerer Schnee.

Hingemordete Menschen und auf ihr Verhängnis wartende Juden, / Hungernde und Frierende in armseligen Hütten, auf Stroh ausgestreckte Arme / und tiefäugige Bettler. Zigeuner, viele Zigeuner, und Zigeunerkinde. / Und dann Wolken und hohe Himmel, Bäume, trocken Knisterndes und / Wucherndes, das aus dem treibenden Boden sprießt. (...)

Schweine, wie Gefangene in ihrer Zelle. Rinder auf weiten Wiesenflächen / und Pferde, jung auf den Wiesen spielend und zu Tode gerackerte alte / und geschundene. Wald, Gräser, Rankendes und Blumen.

Blumensträube und Sternenhimmel. / Spielende Teiche und schwarze Tümpel im Moor. Über allem der Himmel. / Über allem die Sonne und feierlich der Mond. / Durch alles hindurch der wehende freie Wind. (...)

Die Welt ist eine einsame Welt, aber sie ist reich, ja von unausschöpfbarer Fülle, / sie ist voll brausenden Glanzes und kühner Flächen / und voll von wilder und berauschender Schönheit.

Was sind uns Blumensträube, / wenn wir nicht den kargen Winter des Elends durchfrohren haben? / Wir beargwöhnen diese Blumenmaler, / die nicht um die Tragik der geknickten Blüten wissen.

Wir haben das beißende Elend kennengelernt, und der Tod war hinter uns her, / aber wir werden das Gold auf der Straße finden lernen. / Aus Pfützen glitzert uns Sonne zu und blau lachender Himmel.

Otto Pankok

Für die Erlaubnis zum Abdruck dieses Zitats aus: Otto Pankok. Zeichnungen, Grafik, Plastik (Berlin, Elefant Press 1982, S. 5) dankt der Autor Frau Eva Pankok, Haus Esselt. Der Text stammt nach Auskunft von Frau Pankok aus der Zeit 1947/48.

«Christus zerbricht das Gewehr». Ursprünglich für eine italienische Friedensgruppe geschaffen, brachte es Pankok – ich vermag nicht zu sagen, auf welchen Wegen – den von Monsignore Montini übermittelten Apostolischen Segen des Papstes Pius XII. ein.²³ Pankok war 1922 aus der Evangelischen Kirche ausgetreten, wegen der Segnung von Waffen,²⁴ blieb aber stets ein unabhängiger, freier Christ mit großem humanistischem und politisch-pazifistischem Engagement (er beteiligte sich 1958/62 an den Ausstellungen «Künstler gegen Atomkrieg»²⁵) und mit einer heute sicherlich ökologisch zu nennenden Beziehung zur Natur. Man darf ihn einen Christen der Orthopraxis nennen; in seinem Vorwort zur «Passion» schrieb er Sätze über Jesus, die diese Bezeichnung rechtfertigen: «Dieses Buch handelt von dem Leben und Sterben des Menschensohnes, von dem Leben und Sterben des reinen Menschen, der ohne Fehl über die Erde geschritten ist, dessen Liebe über alle strömte, bis hin zu dem letzten aller Sünder und Verachteten. Es erhob sich die Macht über die Liebe, und die Macht schlug die Liebe zu Boden. Aber die Liebe war dennoch größer als die Macht. Man kann den Menschen zu Tode bringen, seine Liebe lebt weiter. Ihre Worte vergehen nicht, denn wo auch immer die Liebe auftritt, da wirft sie ihren Samen in die Herzen, und so

²³ B. Perotti, a. a. O. S. 40.

²⁴ Mündliche Mitteilung von Frau Eva Pankok.

²⁵ Pankoks politische Position bedarf m. E. einer eigenen Darstellung, die zeitgeschichtlich von nicht geringem Interesse wäre.

überdauert sie ihren eigenen Untergang.»²⁶ Was immer gestrenge Dogmatiker hierzu sagen mögen, ist es nicht gerade diese Sicht, die uns heute noch in eine Beziehung zu Jesus treten läßt?

Muckermann übrigens, dessen Vorwort 1936 nicht gedruckt worden war, dann verlorenging und später von Hulda Pankok wiedergefunden wurde – es liegt inzwischen in einer 1978 veröffentlichten kleinen Schrift der Otto-Pankok-Gesellschaft vor –, war von dem Passionszyklus außerordentlich beeindruckt und verstand sofort die Einheit von zeitgeschichtlicher und religiös-theologischer Bedeutung dieses Werkes. Er zitierte aus dem Brief, den Pankok ihm zu dem Zyklus geschrieben hatte, einige Sätze, die ich hier noch anführen möchte, weil sie Pankoks Verständnis christlicher Orthopraxis zum Ausdruck bringen: «Mein Zyklus wurde aus der Not unserer Zeit geboren ... Als ich nach Deutschland zurückkam, ging ich zu den Erwerbslosen in eine wilde Siedlung; wo viele Bilder entstanden, namentlich von Zigeunern. Bei den Zigeunern bin ich noch heute. Hier entdeckte ich, daß die Kunst in ein neues Stadium treten muß. Ich glaube, daß die l'art-pour-l'art-Zeit vorbei ist, das heißt, daß man mit gemalten Bananen, kalten Blumenvasen, Kakteen – und wenn alles noch so schön gemalt ist – nicht mehr das Leben fassen kann. Das Böse, bisher in Zaum gehalten, ist heute losgelassen, die Welt treibt höllwärts. Was man täglich erlebte, war Folterung, Menschenjagd, Knebelung, Lüge, Raub, das heißt die Sünde in monumentaler Gestalt. So kam ich zu einer Verleugnung des Petrus, zur Kreuztragung und all den anderen Bildern.»²⁷

Erinnerung «bewahren» und «stiften»

Das künstlerische Werk Otto Pankoks ist ein Beispiel für den von Mona Ozouf angesprochenen Doppelcharakter der «mémoire», zweifellos nur eines unter sehr vielen anderen. Pankok «bewahrt» nicht nur, sondern «stiftet» Erinnerung, indem er über das Informierende und Dokumentierende seiner Themen hinaus in eindringlicher, oft provozierender, doch auch zärtlicher Sprache ein gedenkendes Bewußtsein wachhält. Die pädagogisch-psychologischen Möglichkeiten seines expressiven Gestus sind in einer Zeit, in der die Zeugen weniger werden und der Rechtsextremismus sich mit unglaublicher Intransigenz zurückmeldet, von ganz neuer Aktualität. Die Unterscheidung Mona Ozoufs wirft natürlich eine Vielzahl von Problemen auf, denen hier nicht nachgegangen werden kann, doch sei, auf dem Hintergrund des Beispiels Pankok, wenigstens eine Frage noch angesprochen: Wie steht es – nicht nur in Anbetracht der Informationsfülle der heutigen Medienzivilisation, in der einem Hören und Sehen durchaus vergehen können,²⁸ sondern sozusagen in allgemeiner, «anthropologischer» Hinsicht – mit der menschlichen Fähigkeit, Erinnerung im Sinne des «fonder la mémoire» lebendig zu erhalten? Oder anders formuliert: Was kann und was darf vergessen werden – zumal aus der Geschichte schon so vieles vergessen worden ist, dessen erinnerte Gegenwärtigkeit wir bitter nötig hätten –, und was müssen wir davor bewahren, im Strom der Lethe zu versinken?

Offenbar hat die Menschheit vieles vergessen, aber zweifellos doch nicht alles! Ob sie aus dem, was sie bewahrt hat, nur «tote Erinnerung», wie Simone Weil einmal schrieb,²⁹ werden ließ oder ob sie aus dem Bewahrten noch Impulse bezieht, die irgend etwas bewirken, das bedarf sorgfältig differenzieren-

²⁶ In der Neuausgabe (s. Anm. 21) S. 27.

²⁷ Zitiert nach der Veröffentlichung des Vorworts von Friedrich Muckermann durch Hulda Pankok in: Otto Pankok, Bilder aus der «Passion»: Schriftenreihe des Otto-Pankok-Museums, a. a. O. 1978, S. 6.

²⁸ Vgl. I. Hermann, Von Medien und Menschen. Bevor uns Hören und Sehen vergeht. Düsseldorf 1993.

²⁹ Vgl. S. Weil, Die Gottesliebe und das Unglück, in: S. W., Zeugnis für das Gute. Traktate – Briefe – Aufzeichnungen. Übers. u. hrsg. v. F. Kemp. Olten-Freiburg 1976; S. 17 (auch als dtv-Taschenbuch 11289, München 1990).

der, das Einzelne wie das Ganze analysierender Prüfung. Von *Pierre Nora* stammt der Satz: «Nur deshalb spricht man so viel vom Gedächtnis, weil es keines mehr gibt.»³⁰ Ein so scharfes Urteil mag als gesellschafts- und kulturkritische Beobachtung durchgehen, aber es gibt eben doch so etwas wie die Unvermeidbarkeit und die Unabschaffbarkeit des Gedächtnisses und des Gedenkens. Und «fonder la mémoire» meint daher die Verpflichtung zu einer Kultur des Gedenkens und die Anerkennung der Relevanz geschichtlicher Anamnese für das Verständnis von Vernünftigkeit und Denken überhaupt.³¹ Daß

in dieser Perspektive nicht zuletzt auch die Kunst «ihr Wort mitzureden» hat, leuchtet ein, überrascht nicht und sollte hier lediglich für die jüngste Vergangenheit und aus gegebenem Anlaß an einem markanten Beispiel gezeigt werden.

Heinz Robert Schlette, Bonn

³⁰ P. Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*. Berlin 1990, S. 11.

³¹ Vgl. J. B. Metz, *Anamnetische Vernunft. Anmerkungen eines Theologen zur Krise der Geisteswissenschaften*, in: *Zwischenbetrachtungen. Im Prozeß der Aufklärung. Jürgen Habermas zum 60. Geburtstag*. Hrsg. v. A. Honneth u. a. Frankfurt/M. 1989, S. 733–738.

Philosophie angesichts heutiger Herausforderungen

Nachdem die ersten überzogenen Hoffnungen nach dem Ende der Ost-West-Konfrontationen geschwunden sind, kann jeder täglich Beispiele nennen für die neuen Herausforderungen: z. B. Zerstörungen der natürlichen Lebensbedingungen; Ambivalenz der Wissenschaft, Technik, Wirtschaft; Grenzen der traditionellen nationalen und internationalen Institutionen und sozialen Systeme zur Sicherung des Überlebens und des Zusammenlebens; Notwendigkeit von immer mehr Menschen, ihr Überleben und Leben außerhalb dieser Institutionen und Systeme zu sichern (nicht nur in Somalia, Ex-Jugoslawien, Amerika). Im Blick auf *Böckenfördes* bekannten Satz, daß der moderne Staat von Voraussetzungen lebt, die er mit seinen eigenen Mitteln nicht sichern kann, sind inzwischen sehr viel mehr die Moderne tragende Voraussetzungen «fragwürdig» geworden, nicht nur religiös-kulturelle des sogenannten Überbaus, sondern auch solche der sogenannten Basis.

Angesichts dieser unserer realen modernen Lebensbedingungen bieten offenbar einige zurzeit propagierte Konzepte keine Problemlösungen, sondern sind höchstens Problemanzeigen: Ausstieg in die Prä- oder Postmoderne, weitere Plädoyers für halbierte, z. B. instrumentelle und funktionale Begriffe von Vernunft, Rationalität, Wissenschaft, Subjekt, Freiheit, Liberalismus, Humanität, Toleranz; weitere Arbeiten an der gegenwärtigen Verwissenschaftlichung und neuen Mythenfreundlichkeit auf allen Ebenen. Die Philosophie gibt es weder in der Geschichte noch in der Gegenwart. Ich stelle in dieser Situation eine Möglichkeit des Philosophierens zur Diskussion.

Philosophie der unbefriedigten Aufklärung

Die im modernen Europa unter dem Titel *Philosophie der Aufklärung* zusammengefaßten Denkmodelle entwickelten und diskutierte – vereinfacht formuliert – neues Orientierungswissen für diejenigen, denen durch die modernen wissenschaftlichen, technischen, wirtschaftlichen, sozialen, sittlichen, rechtlichen, politischen, ästhetischen, religiösen Modernisierungsprozesse letzte überlieferte Weltbilder «fragwürdig» geworden waren. Aufklärung ist der Versuch von bürgerlichen oder sozialistischen Aufklärern, Idealisten oder Materialisten, von sehr verschiedenen Grundannahmen über Gott, Natur, Geschichte, menschliche Freiheit und Selbstbestimmung aus Menschen neu zu verstehen und sie aus der selbst- oder fremdverschuldeten Unmündigkeit zu befreien. Die bisherigen Aufklärungskonzepte sind für mich aus verschiedenen Gründen unbefriedigend: Ihre Grundannahmen über Gott, Welt, Natur, Geschichte, Mensch sind – thesenhaft formuliert – zu einfach, zu abstrakt. Sie sind selbst über sich, ihre Grenzen und Konsequenzen nicht aufgeklärt. Trotz aller Ambivalenzen der Aufklärung und Modernisierung ist für mich jedoch der Prozeß der Aufklärung und Modernisierung nicht beendet, nicht umkehrbar. Notwendig ist für mich in dieser Situation daher eine radikalere Begründung der Aufklärung. Das versuchen heute auch andere Menschen und Philosophen, die nach ihrem Selbstbewußtsein und bewußten Leben für ihr Denken, Handeln, Erleben, Leiden und Hoffen letztes Orientierungswissen in verschiedenen letzten Erfahrungshorizonten

suchen, die man etwa mit den Begriffen Gott, Natur, Kultur unterscheiden kann. Ich versuche eine radikalere Begründung der unbefriedigten Aufklärung im Erfahrungshorizont Gott. Ich übernahm daher von *Hegel* den Begriff der «unbefriedigten Aufklärung». Ich kritisierte schon 1969 unter dem von *Hegel* übernommenen Begriff die «Entgegensetzung» von moderner Aufklärung und christlichem Glauben und suchte, wenn auch in einer anderen Weise als er, im Erfahrungshorizont der jüdisch-christlichen Gottesrede eine Lösung von Gegenwartproblemen.

Die Zahl derjenigen wächst, für die, aus welchen Gründen auch immer, Gott und Traditionspotentiale der jüdisch-christlichen und islamischen Religionen sowie Kulte und «Kirchen» zur erledigten Vergangenheit (*Luhmann*) gehören und die in der Natur, in der Kunst, in neuen Religionen (z. B. *New Age*, *Scientology*) neues letztes Orientierungswissen suchen. Gleichzeitig kann die Zahl derjenigen nachdenklich machen, die bei aller Distanz und Kritik an bisherigen Formen des Judentums, Christentums und Islams in folgendem übereinstimmen: Wir können mit halbierten, verkürzten Begriffen von Vernunft, Rationalität, Subjektivität, Liberalismus, Freiheit, Humanität und Toleranz die oben genannten gegenwärtigen Herausforderungen (auch z. B. die Probleme von Sterbehilfe oder den wachsenden Fundamentalismus) nicht bewältigen. Wir sind auf die Vergegenwärtigung und Transformation der jüdisch-christlich-islamischen Traditionspotentiale angewiesen. Beispiele hier sind z. B.: philosophische Aussagen von *Kolakowski*, *Popper*, *Putnam*, *Habermas*; Diskussionen in Ethikkommissionen sowie mit Philosophen aus Mittel- und Osteuropa; Diskussionen in kirchlichen und nichtkirchlichen Institutionen der Erwachsenenbildung sowie mit westlichen und östlichen Theologen und Kirchen, Gespräche mit Muslimen. Was eine Philosophie der unbefriedigten Aufklärung leisten kann, zeige ich an zwei konkreten Problemen:

Eine Begründung des Menschen als Subjekt

Mit dem Begriff des Subjekts bzw. der Subjektivität bezeichnen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts idealistische und materialistische, bürgerliche und sozialistische Aufklärer die Einheit des modernen Menschen. Diese Einheit soll vor allem die neu entwickelten wirtschaftlichen, sozialen, politischen, rechtlichen, sittlichen, ästhetischen, geistigen und religiösen Freiheitsmöglichkeiten des modernen Menschen umfassen und auf den Begriff bringen. Von Voraussetzungen nach der Aufklärung bzw. der Gegenaufklärung aus wird seit 150 Jahren, vor allem jedoch seit der Spät- und Postmoderne sowohl über das Verschwinden des Subjekts als auch über die Suche nach neuen Formen des Subjekts diskutiert. Beispiele zum Verschwinden des Subjekts sind z. B. *Nietzsche* und die Poststrukturalisten, *Skinner*, *Huxley* (*Schöne neue Welt*), *Orwell* (1984). Beispiele für die Suche nach neuen Formen des Subjekts sind z. B.: die Ästhetisierung der Lebensverhältnisse, neue Lebensformen der «Erlebnisgesellschaft» (*G. Schulze*).

Im Anschluß an *Lévinas* und andere jüdisch-christliche Denker versuche ich in dieser Situation eine neue Begründung des

Subjekts vom Anderen, von der Nähe und Distanz des anderen Mitmenschen und durch ihn von der Spur des anwesend/abwesenden bzw. abwesend/anwesenden Gottes in drei Schritten: Welche elementaren Identitätsbestände gehören zum Menschen als Subjekt? Welche Identitätsvorstellungen des Subjekts sind vom Anderen her unhaltbar? Was kann man im jüdisch-christlichen Denken vom Anderen, von der Nähe und Distanz des anderen Mitmenschen und durch ihn von der Spur des anwesend/abwesenden bzw. abwesend/anwesenden Gottes aus über eine neue Identität des Subjekts «ohne Identität» sagen?

Lévinas zitiert bei seiner Neubegründung des Subjekts und der Ethik aus dem Babylonischen Talmud: «Wenn ich nicht für mich einstehe, wer wird dann für mich einstehen? Aber wenn ich nur für mich einstehe – bin ich dann noch ich?» Er weist hiermit wie andere jüdisch-christliche Denker auf eine vom anderen Mitmenschen und durch ihn von Gott aus im Verhältnis zu griechischen und neuzeitlichen Traditionen radikalere Begründungsmöglichkeit des Subjekts und der Ethik hin. Der späte *Cohen* hatte bereits hierauf hingewiesen, wenn er fragte, «ob ich selbst schon vorhanden bin, bevor der Mitmensch entdeckt ist». Die neue Subjekt- und Ethikbegründung kennzeichne ich kurz und erläutere bedürftig so: Der Andere kommt seit der griechischen Tragödie und Philosophie und in vielen neuzeitlichen Denktraditionen im Grunde nicht als Mitmensch, sondern nur als Nebenmensch vor, als mich bedrohender Fremder, Feind, als auswechselbares Individuum der Gattung Mensch, als «Man» (früher Heidegger), als Feind, der meine Freiheit bedroht (Sartre). Anders als bei Begründungen des Mitleids von der «guten Natur» (Rousseau) oder in der sinnlosen, absurden Welt (Schopenhauer, Camus) können die Nähe und Distanz, die Andersheit und Transzendenz des anderen Mitmenschen vielleicht nur von Gott her garantiert werden, nicht biologisch, psychologisch, soziologisch, historisch, nicht ontologisch vom Sein bzw., wie bei Heidegger, von der Seinsgeschichte her. Der Andere, der mich in seiner Verletztheit, Verletzbarkeit und Bedürftigkeit anspricht, herausfordert, zum Handeln verpflichtet, das ist für Lévinas der entscheidende und unterscheidende Punkt.

Eine Begründung der Menschenrechte

Kodifizierungen von modernen Menschenrechten in einzelnen Staaten, in zwischenstaatlichen Organisationen sowie in der Uno schreiben fest, welche gemeinsamen Freiheitsrechte und

sozialen Rechte, welche Rechte unabhängige Staaten (z. B. Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten) verschiedene Menschen sowie verschiedene ethnische und religiöse Gruppen und Völker gesichert und verteidigt sehen möchten. Inzwischen gibt es nicht nur Forderungen zur Kodifizierung westlicher, sondern z. B. auch afrikanischer und pantürkischer islamischer Menschenrechte. Die Forderung nach Begründungen, Kodifizierungen und Durchsetzung von modernen Menschenrechten implizierte bisher – zumindest in Europa und im Westen – auch die Forderung nach modernen Rechts- und Verfassungsstaaten.

Wir leben in Europa nicht nur in pluralen Gesellschaften und in einer multikulturellen und multireligiösen Welt, sondern auch in modernen Rechts- und Verfassungsstaaten. Zu diesen gehören konstitutiv: die Kodifizierung und Anerkennung von Menschenrechten, die Entkoppelung der Bürgerrechtsfähigkeit von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion oder Weltanschauung, die Trennung von Legislative, Exekutive und Jurisdiktion, die aus Wahlen hervorgegangene, nur für eine begrenzte Zeit legitimierte Herrschaft einer Regierung und eine institutionalisierte Opposition. Was *Churchill* über die moderne Demokratie sagte, gilt natürlich auch für den modernen Rechts- und Verfassungsstaat. Er ist im Vergleich mit allen bisher bekannten Regierungsformen aus der Geschichte und Gegenwart von den insgesamt schlechten Regierungsformen die beste.

Trotz aller Schwierigkeiten bei der Begründung (z. B. durch Naturrecht, Vernunftrecht, Werte und Grundwerte), bei der Kodifizierung und Durchsetzung von Menschenrechten, trotz aller Kritik der Menschenrechte bei Linken und Rechten, im Christentum, Judentum und Islam sowie im Wissen darum, daß die schlecht und recht funktionierenden modernen Rechts- und Verfassungsstaaten auf unserer Erde eher die Ausnahme als die Regel sind: Zur Bewältigung der gegenwärtigen Herausforderungen sehe ich keine ernsthaftere Alternative zu beiden.

Aus der Perspektive der Philosophie der unbefriedigten Aufklärung kann man zu Begründungsfragen kurz zweierlei sagen:

▷ Menschen brauchen bei gemeinsamen Forderungen und Aktionen im Namen der Menschenrechte keine für alle Menschen verbindlichen letzten Gründe, wenn für sie (z. B. bei Hunger, Seuchen, Gewalt, Unterdrückung, Folter) unabhängig von ihren kulturbedingten, ethischen, religiösen Moralvorstellungen hinreichend klar ist, was menschlich und unmenschlich ist.

▷ Bei der Berufung auf Menschenrechte und bei der Verteidigung von Menschenrechten kommen dann jedoch letzte Gründe ohne für alle gleiche Letztbegründung ins Spiel, wenn bei Auseinandersetzungen keine Verständigung darüber entsteht, was in der konkreten Situation menschlich bzw. unmenschlich bedeutet. Der Schutz der Würde des Menschen gehört z. B. zu zentralen Forderungen der Menschenrechte. Bei allen Gemeinsamkeiten bestehen jedoch oft wesentliche Unterschiede bei der Beurteilung der Würde des Menschen zwischen Menschen, für die Tod und Untergang das Schlechteste sind, und solchen, für die sie nicht das Letzte sind, zwischen Menschen, die die Würde des Menschen von Gott her verstehen, und solchen, die sie von der naturalistisch oder evolutionistisch gedachten Natur her verstehen. Ob man unter Person eine von einem Gott geschaffene, von Tieren unterscheidbare besondere Würde des Menschen versteht oder ob man Person versteht als eine besondere Tätigkeit des Menschen zur Planung und Gestaltung des eigenen Lebens (Singer) oder durch einen bestimmten Stand der Hirnentwicklung bzw. den Hirntod, das ist nicht nur eine akademische Frage. Sie bestimmt und bedingt nicht nur Konflikte und Auseinandersetzungen im privaten, sondern auch im gesellschaftlich-politischen Bereich, wie z. B. die gegenwärtigen Diskussionen über Sterbehilfe, Schutz des Lebens, Euthanasie, Gentechno-

BILDUNGSHAUS BAD SCHÖNBRUNN

Exerzitien für Priester und Mitarbeiter/innen im kirchlichen Dienst:

2.–9. August (Mo 18.30 bis Mo 9.00 Uhr) mit P. Timo Masar SJ und Frau Lisa Meier (eutonische Übungen) zum Thema «Herr, zu wem sollen wir gehen?»

8.–12. November (Mo 12.00 bis Fr 13.00 Uhr) mit P. Johannes Gesthuisen SJ zum Thema «Geistliche Impulse aus der Seelsorge»

Kontemplation mit Meister Eckehart

3.–9. Oktober (So 18.30 bis Sa 9.00 Uhr) mit Karin Johne, Theologin und Meditationsleiterin

Detailprogramme und Anmeldung:

Bildungshaus Bad Schönbrunn
CH-6313 Edlibach/Zug, Tel. 042/52 16 44

logie zeigen. Nichts spricht dafür, daß Menschen bei Auseinandersetzungen um die Begründung, Kodifizierung und Durchsetzung von Menschenrechten jemals bei konkreten Entscheidungen die Spannung zwischen ihren letzten Gründen und dem, was in modernen Rechts- und Verfassungsstaaten mehrheitsfähig durchsetzbar ist, völlig aufheben können. Ich sehe zu dieser unaufgebbaren Spannung, auch in parlamentarisch organisierten Demokratien, keine Alternative, wenn man den Fundamentalismus bzw. die postmoderne Beliebbarkeit bei sittlichen und politischen Entscheidungen vermeiden will.

Notwendigkeit kritischer Erinnerung

Meine Thesen und Überlegungen gehen davon aus, daß Menschen auch heute letzte Fragen stellen und letzte Antworten suchen. Stimmt das noch? Ist eine Philosophie, die davon ausgeht, nicht erledigte Vergangenheit? Auch ohne Kultur-

pessimismus und ohne apokalyptische Gegenwartsdiagnosen: Nicht nur der wachsende Fundamentalismus, auch das wachsende Vergessen und Verdrängen von letzten Dimensionen und der Verlust von kritischer Erinnerung sprechen leider für Gegenwartsdiagnosen vom Ende philosophischer Fragen und Antwortversuche, weil wir uns zu Tode amüsieren oder, wie uns *Postman* jetzt sagt, zu Tode informieren.

Philosophie in dem hier zur Diskussion gestellten Sinne unterscheidet sich von der der Philosophenkönige von *Platon* bis *Lenin*, die beansprucht, die Wahrheit zu besitzen, die sie in der geschichtlichen Welt durchsetzen will. *Kant* hatte bereits gesagt, solche Philosophenkönige seien unter den Bedingungen der Moderne weder zu wünschen noch wahrscheinlich. Philosophische Fragen und Antwortversuche der endlichen menschlichen Vernunft können nach dem hier zur Diskussion gestellten Verständnis im günstigsten Fall einige Menschen nachdenklich machen. *Willi Oelmüller, Münster/Westf.*

Europa am Ende? – Das gute Beispiel: Albanien

Sehr brüchig ist unser Europa geworden. Manchmal erscheint es dem Zeitgenossen wie ein Gespenst, das wir uns von der Galerie West-Europas aus ansehen und dabei versucht sind, uns abzuwenden. Was hatten wir uns die langen, dumpfen, schweren Jahre des Kommunismus, der Tyrannei, der Unterdrückung nicht alles vorgestellt! Was alles hatten wir gesehen, erträumt, erhofft an Möglichkeiten, an Menschlichkeit, an Humanität und Humanitärem, wenn ..., ja wenn erst das «Reich des Bösen» (ganz platt mit Ronald Reagan gesagt) gefallen wäre.

Alles, ja wirklich alles wäre dann möglich. Wir würden über alle Grenzen uns singend vereinigen, uns über alle Grenzen lieben, gemeinsam in die gleiche Menschheits-, ja wenigstens die gleiche Europa-Richtung schauen: In den Traum vom gemeinsamen Haus Europa, das wir aufbauen werden, weil ja das einzige, was das gemeinsame Haus bisher in den Jahren seit der (vor-?)letzten Menschheitskatastrophe verhindert hatte, weggeblasen war: der Kommunismus in seinen verschiedenen, aber immer gleichen Ausprägungen.

Auf der Galerie West-Europas

Nach den letzten Besuchen in Bosnien-Herzegowina, einem Besuch in Serbien, darunter Besuche in den Landschaften des Sandžak, der Vojvodina, dem Kosovo, vielerlei Besuchen in Kroatien, jetzt noch einem Besuch in Albanien geht es mir wie dem Besucher in Franz Kafkas (auch einem Ost-Mitteleuropäer) «Auf der Galerie», der am Ende einer wunderbaren, sporenklingenden, rauschhaften Circus-Reiter-Vorstellung erkennt, daß alles nicht so ist wie im Traum: «Legt der Galeriebesucher das Gesicht auf die Brüstung und, im Schlußmarsch wie in einem schweren Traum versinkend, weint er, ohne es zu wissen.»

Von Kosovo nach Albanien

Das Problem der Albaner im Kosovo ist so schwer und so leicht erklärbar wie das der Xhosa, der Bantu, der Zulu in Südafrika: Ähnlich wie die weißen Südafrikaner, also die Buren oder Afrikaander, behaupten die Serben in einer Art von Wahn, in dem sich imperialistische mit rassistischen Elementen und Motiven mischen: Vor ihrer Besiedlung des Kosovo hätte es dort in der Metohija, in Priština, in Prizren, in Peć und in Mitrovica überhaupt keine Albaner gegeben. Wie die Kosovo- und Jugoslawien-Experten *Christine von Kohl* und *Wolfgang Libal* bemerkt haben, sind über diese Fragen schon Tennen von Papier beschrieben worden (in Kosovo: «Gordischer Knoten des Balkan», Europa-Verlag, Wien 1992), und die Historiographie ist auch hier von den ethnischen Interessen bis zur massiven Fälschung beeinflusst.

Die Albaner sind nicht erst Ende des 17. Jahrhunderts in die Ebenen des Kosovo hinabgestiegen. Der serbische Historiker *Sima M. Cirkovic* hat festgehalten: «Auf jeden Fall erbringen sorgfältige und unparteiische Forschungen den Beweis, daß sich die in der älteren Geschichtsschreibung vertretene These nicht aufrechterhalten läßt, wonach es vor der türkischen Eroberung überhaupt keine Albaner auf dem Territorium des heutigen Kosovo gegeben habe. Ebenso wenig läßt sich die Behauptung verteidigen, die von gewissen albanischen Historikern und Publizisten verfochten wird, daß im Kosovo ständig Albaner ansässig gewesen seien.» (Zitiert nach Kohl/Libal, S. 21.)

Die Albaner gerieten in die Zwickmühle zwischen der Befreiung vom nationalsozialistischen Joch und von der Repression der Serben. Mussolini hatte am 7. April 1939 zugegriffen, war in Albanien einmarschiert, wollte das Land mit der Krone König Emmanuels III. zu einer Union vereinigen. Damit war für wenige Augenblicke ein Großalbanien gegründet, von der Faschisten Italiens Gnaden. Nazi-Deutschland und der Sonderbeauftragte des Auswärtigen Amtes für den Südosten», Hermann Neubacher, ließen Großalbanien bestehen. Es begann das, wovor die Serben sich immer wieder fürchten – Haß-Mißtrauen-Rache-Aktion-Reaktion. Im Kosovo wurden die Serben, auch mit Hilfe einer von der SS installierten Albaner-Division «Skanderbeg», vertrieben.

Enver Hodscha, der kommunistische Partisanenchef Albanien, war im Juni/Juli 1946 bei Tito und meinte, das Problem jetzt lösen zu können: «Jetzt, da unsere beiden Länder sozialistisch sind, sind die Voraussetzungen geschaffen, um dieses Problem auf gerechte Weise zu lösen.» Daraufhin habe Tito (nach der Version in Enver Hodschas Memoiren «Mit Stalin» – Erinnerungen, 1979) mit der Bemerkung geantwortet, die bis 1993 schwer in unser zeitgeschichtliches Bewußtsein fällt: «Ich bin einverstanden, das ist auch unser Wunsch. Aber im Augenblick können wir in diesem Sinne nichts machen, denn die Serben würden das nicht verstehen.» Worauf Enver Hodscha noch einen rührseligen Trost-Versuch unternahm, der sich auch bis heute als vergeblich herausgestellt hat: «Wenn sie es bis heute nicht verstehen, werden sie es morgen begreifen.»

Alle Information über die Albaner und über Albanien muß mit dem Kosovo beginnen. Denn ungelöst und unerlöst leben im Kosovo die 1,7 bis 2,2 Millionen Albaner unter einem der härtesten Repressionsregime von etwa 200 000 Serben, für die es eindeutig ist, daß sämtliche Menschenrechtspakte für alle Menschen und Nationen gemacht sind, nur für eine nicht: für die Minderheit der Albaner. Die Albaner werden im Kosovo so apartheidgleich behandelt wie die Xhosa und Zulu in Süd-

afrika. Pretoria und seine Regierungsviertel sind gleichermaßen das Grandhotel in Priština und die darum liegenden Polizeigebäude und Armee-Kasernen. Die serbische Bevölkerung bekam im Oktober 1992 Waffen, zusätzlich zu einer bis an die Zähne bewaffneten Okkupations-Armee und Miliz. Zu allem Überfluß-Schrecken der Albaner hat sich in Prištinas Grandhotel auch noch der Führer einer der wirklichen Tschetnik-Mordbanden eingeknistet, mit dem Kämpfer-Namen *Arkan*, unter seinem bürgerlichen Namen wird er von Interpol als gemeiner Verbrecher international gesucht. Arkan hat den Terror im Kosovo noch einmal um einige Schrauben hochgedreht. Aufgrund der Tatsache, daß die überwiegende Mehrheit der Serben von der eigenen Geschichte und dem Amsfeld-Mythos besoffen sind, kann er im Kosovo mit freier Hand wüten.

Bis heute keine ethnischen und religiösen Konflikte

Albanien hat unter den Klein- und Kleinststaaten des Balkans oder Südostmitteleuropas politische Vernunft und Klugheit gepachtet. Es ist erstaunlich, wie wenig sich die albanische Diplomatie und Politik an die Standards der üblichen Irredentismen anhängen, oder auch der propagandistischen Haßorgien, die ja sowohl in Belgrad wie in Zagreb und manchmal auch in Mostar und Sarajevo losgelassen werden.

Ich sprach mit dem Präsidenten des Landes, *Dr. Salih Berisha*, einem Kardiologen, der, wie viele Ärzte in Osteuropa, der sich neu bildenden politischen Elite angehört. Er lebt weiter vorbildlich in einer bescheidenen Mietwohnung mitten in Tirana. Anders als viele seiner Minister hat er sich (noch?) nicht von der adriatischen-mittelmeerischen Korruption verbiegen lassen. Allerdings führt er seine eigene Partei, die «Demokratische Partei», mit einer sehr energischen, viele andere Pflänzchen und Blüten niedertrampelnden Härte, was ihm auch schon eine Opposition in der eigenen Partei eingebracht hat. Man erinnert sich. Als das Land aus dem über 40jährigen Alptraum einer nicht nur kommunistischen, sondern stalinistischen Schreckensherrschaft und Paranoia aufwachte, war die einfache Bauernbevölkerung wie gelähmt. Sie traute sich bei den ersten freien Wahlen am 23. März 1991 noch gar nicht, etwas zu tun, was ihr ja über fast drei Generationen ausgetrieben war, nämlich selbst zu wählen. Zur Überraschung der gesamten Welt wählte Albanien mit großer Mehrheit erst mal die alte «Partei der Arbeit», die sich in «Sozialistische Partei» umbenannte.

Erst die Wahl ein Jahr später, nachdem das Land sich im Aufbruch, in der Massenflucht einer Bevölkerung, die sich nach der kollektiven Inhaftnahme über vierzig Jahre jetzt einfach wie magisch vom Ausland, dem westlichen, angezogen fühlte und abhauen wollte, fast selbst verloren hätte, brachte die neue «Demokratische Partei» an die Macht.

Die Albaner waren wahrscheinlich in den Monaten des Aus- und Aufbruchs wie aus einer langdauernden Psychose erwacht. Ihre Reaktionen waren regelrechte Krankheitsreaktionen. Der Zeithistoriker, der einmal die Jahre von 1989 bis 1993 beschreiben wird, muß ein Mediziner und Psychiater sein. Die Bevölkerung meinte, sich sinnvoll an dem Regime, das so viel Elend, Leid, Gefangennahme, Verdummung über das Volk gebracht hatte, durch willkürliche Zerstörung rächen zu können.

Deshalb sieht man im Lande überall zerstörte Kupfer-, Eisen- und Chromfabriken. Diese politisch motivierte Zerstörung mixte sich mit Diebstahlorgien der unsinnigsten Art. Aus den Eisenbahnzügen von Tirana wurden die Polster und Sitzbänke, die Kloschüsseln und Waschbecken herausgerissen. Die Eisenbahnfahrt in solchen Güterwagenabteilen von Tirana nach Durres gibt dem Besucher einen schaurigen Rückblick in die Zeit der Enver-Hodscha-Stalin-Wüste.

Albanien war das erste Land ohne Religion, das 1967 alle Kirchen und Moscheen schloß; die wenigen, die es nicht schloß

oder zerstörte und als Museen geöffnet hielt – wie jene aller schönsten Kathedrale in Shkodra, in der der Papst am 25. April 1993 sich aufhielt – auch zur Konsekration der vier neuen Bischöfe.

Einer von diesen vier Bischöfen ist Mgr. *Rrok Mirdita*, der neue Erzbischof von Tirana und Durres, den ich in seinem kleinen Holzhaus antreffe, für Tirana-Verhältnisse eine glänzende Wohnmöglichkeit. Es ist ein Häuschen in jenem Compound, den seinerzeit das nächst dem albanischen gleich paranoide Regime, die DDR, an die Peripherie Tiranas hinsetzte. Der neue Bischof hat sein eigenes Land 29 Jahre nicht gesehen, gebürtig ist er als Albaner aus einer Grenzstadt Montenegros. Er war Pfarrer der gut organisierten Gemeinde der Albaner in New York, ein guter und friedenswilliger Partner der anderen Religionen, wie mir im Gespräch deutlich wird. Bischof Mirdita wendet sich heftig gegen die Haltung der Albaner, die sie sich unter dem Eindruck ewiger EG-Nahrungsmittelhilfe angewöhnt haben: mit offener Hand dazusitzen, auf Hilfe zu warten – und selbst nichts zu tun. Eine Haltung, die bis zu den Ministern reicht, die freundlich darauf warten, daß ihnen irgendwelche Hilfssummen genannt werden, von denen sie dann korrupt, wie man es von den neuen Verbündeten, den Italienern, gelernt hat, etwas abzweigen können.

Mirdita ist wie der Präsident des Landes davon überzeugt: Das Land braucht jetzt keine Nahrungsmittel (wir erfahren am selben Tag, daß die EG Fischkonserven und Frischfleisch nach Albanien liefert und damit die eigene Landwirtschaft schädigt, die beides produziert und exportiert), sondern allein Investitionen und Joint-ventures.

Die Religionen sind in einem regelrechten Bündnis

Die Religionen sind in einem regelrechten Bündnis. Ein so ungewöhnliches Bild, daß ich innerlich in Albanien zu jubeln beginne. Natürlich haben solche Friedenszustände auch immer pragmatische Gründe. Die Kirchen und der sunnitische Islam wissen, wie stark die atheistische Erziehung des ersten atheistischen Staates der Welt sich in die junge Generation eingefressen hat (es ist eine junge Population, 50 Prozent der Albaner sind bis 30 Jahre). Sie müssen wieder Terrain gewinnen, sie dürfen sich jetzt nicht in Rivalitäten ergehen.

Auch der orthodoxe Patriarch, Erzbischof *Anastas Jannulatos*, läßt in Englisch und Deutsch (er hat in Marburg Religionswissenschaften studiert) erkennen, wie stark ihm an christlicher Versöhnung gelegen ist – und an ökumenischer Aktivität. Von Erzbischof Anastas Jannulatos geht der Versuch einer gemeinsamen Initiative der drei Religionsführer in Sarajevo und Belgrad aus. Er möchte so gern neben Sarajevo seine Studienkollegen der serbischen autokephalen orthodoxen Kirche besuchen und mit ihnen über die Streitpunkte diskutieren, mit ihnen wenn möglich beten. «Und warum soll das nicht möglich sein?»

Allein der sunnitische Würdenträger *Sabri Koçi* sei noch zurückhaltend, er habe ihn von dieser Initiative noch nicht überzeugen können. Als ich zu dem islamisch-sunnitischen Religionsführer komme, sitze ich einem durch und durch sympathischen und wohlwollend blinzelnden Manne gegenüber. Er erzählt in bewegenden Worten, wie ihn die 22 Jahre im Gefängnis geprägt haben. Im Gefängnis, fügt er hinzu, «saßen wir nicht als Muslime, es waren auch unsere Brüder im Glauben, die Katholiken und die Orthodoxen, wir haben uns im Gefängnis immer verstanden, weil wir ja an den *einen* Gott glauben. Wir werden uns jetzt nicht irgendwelchen Streit gönnen».

Ich kann – pathetisch gesagt – zum erstenmal in meinem Leben und in der Welt, die ich kenne, mit ihm über den Schmerz sprechen, den es für einen europäischen Humanitären bedeutet, in fundamentalistischen Ländern wie dem Sudan als europäische Ärzte-Organisation hinausgeworfen zu werden (Cap Anamur mußte seine letzten Projekte an der Peripherie schon 1989 und sein letztes Projekt in Yirol im Südsudan durch

Evakuierung der eigenen Leute in letzter Minute vor dem Angriff der Regierungarmee aufgeben). Sabri Koçi ist ein gütiger, hochintelligenter Mensch. Er war in Deutschland, München, Hannover und Dortmund, lobt den Fleiß und die Arbeitsethik der Deutschen, hält aber nichts von den vielen halbnackten Frauen, die er dort hat ansehen sollen. Weil er meint, Intelligenz sollte die Frauen auszeichnen. Kein Anflug von Fanatismus, vielmehr Heiterkeit. Er, der Imam aus Tirana, fühlte sich nicht verletzt, er war es nur stellvertretend für diese Frauen. Er sagt es auch, weil in Tirana eine Miss-Albania-Wahl stattfand, als erstes Resultat eines kapitalistischen Marktes. Wir lachen viel während des langen Gesprächs; *serenitas cum hilaritate*, es ist das erste Mal, daß ich einen Sunniten-Imam erlebe, der bar jeder fundamentalistischen Anwendung ist, wirklich gemeinsam mit den Vertretern der anderen Religionen einen Weg sucht, das gebeutelte Albaner-Volk möglichst bald aus der spirituellen und materiellen Not zu befreien.

Natürlich gibt es schlummernde Probleme: Warum mußte die orthodoxe Kirche als Patriarchen für Albanien unbedingt einen Griechen importieren? Warum wird in Griechenland versucht, die Albaner, die orthodox getauft sind, als Griechen zu führen? Es gibt einen nationalistischen Flügel in der griechischen Kirche, der das Religiöse ethnisch eindampfen möchte. Da beginnen die Konflikte. Es leben mindestens 250 000 Albaner illegal in Griechenland. Die arbeiten dort unter Billiglohn-Bedingungen und schaffen 50 Millionen Dollar monatlich nach Albanien.

Die griechische Wirtschaft soll im Jahr eine Milliarde Dollar verdienen, weil die Albaner alle unter dem Tarif arbeiten. Aber soll man sie zwangsweise zurückschicken? Es gibt, sagt mir der Außenminister, eine griechische Minderheit in Südalbanien; man möchte für die Albaner in Griechenland gerechterweise einen ähnlichen Status wie für die Griechen in Albanien.

750 000 Betonbunker – Zeichen der Hodscha-Paranoia

Während wir durchs Land fahren, sehen wir die Folgen der das Land in Bann gehaltenen Paranoia. Auf lange Zeit wird man die Folgen der Enver-Hodscha-Idiosynkrasien erkennen müssen. 750 000 Betonbunker zur Verteidigung des einzigartigen Landes, zeitweilig des Brückenkopfes von Mao Tse-tung in Europa, zergliedern und verschandeln die Landschaft. Überall gähnt einem die Öffnung eines solchen Bunkers entgegen, es fehlen immer nur die Panzerkanonen, die AK 47 oder eine Haubitze. Albaner erzählen, der Preis für einen dieser 750 000 Bunker sei dem einer Zweizimmerwohnung gleich gewesen.

Es bleibt friedlich in Albanien. Die Kosovo-Albaner haben sich auf die Gandhi-Methode eingelassen. Dr. Ibrahim Rugova bleibt ihr international angesehener Vertreter. Das zurückgebliebenste Volk der Hemisphäre ist das vernünftigste. Dabei ist es konfrontiert mit offiziell nie dementierten Vernichtungs- und Vertreibungsabsichten von serbischer Seite: «Der Staatsapparat muß die Gesetze bis zum letzten ausschöpfen, so daß es den Albanern unerträglich wird, bei uns zu bleiben: Geldstrafen, Gefängnisse, rücksichtslose Anwendung aller polizeilichen Möglichkeiten, Zwangsverschickung, überhaupt jedes Mittel, das eine erfahrene Polizei zu erfinden imstande ist. Man muß, wenn nötig, an die Kolonisten Waffen ausgeben. In diesen Gebieten muß die alte Bandentätigkeit wieder belebt werden.»

Das beschreibt die Realität im Kosovo, unter der die Albaner so sehr leiden, die Realität vom Mai 1993. Geschrieben hat dieses ein prophetischer Historiker, Vasa Cubrilovic, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Künste, Belgrad. Im März 1937 in einer Denkschrift mit dem ungeschminkt klaren Titel: «Die Vertreibung der Albaner.»

Ich fuhr gleich nach Ankunft in Tirana hoch in die äußerste Nordostecke des Landes, weil es erste Anzeichen dafür gegeben hatte, daß die Grenze zum Kosovo nicht ruhig bleiben

würde. Bei kleinem Grenzverkehr – immerhin sind die Menschen in Kukës (auf albanischem Boden) ebenso Albaner wie die Menschen in Dakovica (was fünf Kilometer entfernt nur auf der anderen Seite der Grenze liegt). Der Bürgermeister der Gemeinde Kukës (25 000 Menschen), *Quemal Parllaku*, bringt uns bis an einen der aktuell sensibelsten Grenzorte Europas. Die albanische Seite wirkt verträumt, die Gegenseite hat militärische Verstärkung bekommen. Die serbische Armee wird hier von paramilitärischen Einheiten der «Weißen Adler» verstärkt und betreibt ihren Terror gegen alles, «was sich bewegt».

Grenze zum Kosovo: Neuer Flüchtlingsstrom nach Albanien?

Hier sind am 27. April 1993 vier junge Männer illegal über die Grenze in ihr nächstes Dorf gegangen. Sie wurden dabei von den serbischen Grenzschützern gestellt (einer war dabei, der es nur beobachtet hat), sie haben die Hände gehoben, sind dann im Rücken mit einem ganzen Magazin einer AK 47 durchsiebt worden. Die Leichen dieser vier blutjungen Albaner sind von 18, dann an die 40 und einmal sogar 50 Einschüssen durchsiebt worden. Die Albaner haben durch die spätere Obduktion herausgefunden, daß den Leichen noch Spuren nachträglicher Folterung anzumerken waren.

Die Empörung war bei der Übergabe der Leichen so groß, daß es nur eines Funkens bedurft hätte, die Grenze wäre explodiert, die Albaner hätten das Grenzgebäude der restjugoslawischen Zollbehörde gestürmt und angesteckt. Der Bürgermeister Quemal Parllaku war geistesgegenwärtig genug, der anderen Seite vorzuschlagen, die vier Leichen auf einen albanischen Skoda umzuladen, der dann auch die magische rote Grenzlinie bis zum Grenzhäuschen der Serben überfuhr, die Leichen mitnahm. «Wäre der serbische Wagen mit den Leichen hier zu uns auf die albanische Seite gekommen, hätten die etwa 1000 Albaner, die herumstanden, den Wagen angesteckt ...»

Flüchtlings-Rückkehrbegleitung nach Guatemala

Für die Rückkehr der guatemaltekischen Flüchtlinge von Mexiko in ihre Heimat sucht die Koordination von verschiedenen Hilfswerken und Solidaritätsgruppen

Menschen

- die bereit sind, die Rückkehrer/innen auf ihrer Reise während 10 Tagen bis 4 Wochen zu begleiten,
- mit einer «Präsenz auf Zeit» von mindestens 3 Monaten die Menschen in den Wiederansiedlungen zu unterstützen.

Mit der Anwesenheit von Ausländern/-innen hoffen wir, den Rückkehrenden einen gewissen internationalen Schutz vor staatlichen Repressionen zu geben.

Anforderungen

für diese Begleitung sind Belastbarkeit, Spanischkenntnisse und die Bereitschaft zur Vorbereitung und Nacharbeit. Für die «Präsenz auf Zeit» suchen wir vor allem Menschen mit Erfahrung im Erziehungs-, Gesundheits- und Sozialwesen sowie landwirtschaftliche Fachleute.

Kosten

betragen für die Reise ca. Fr. 2000.–, für den Aufenthalt ca. Fr. 200.–/Woche bei kurzfristigen und ca. Fr. 100.–/Woche bei längerfristigen Einsätzen.

Informationsnachmittag

Samstag, 12. Juni 1993, 14.00–17.00 Uhr

Anmeldung und weitere Informationen

Christliche Solidarität mit Zentralamerika SOCRI
Susanna Anderegg, Erlenweg 6, 6010 Kriens, Tel. 041/45 67 62

Die Albaner warten auf die Hilfe und den Schutz Europas, nicht der islamischen Staatenwelt. Der Deputierte des albanischen Parlaments, *Shefqet Hodsha*, kommt uns Deutsche besuchen, die wir für eine Nacht im Hotel im Grenzort Kukës untergebracht sind. Er erzählt vom Besuch, den er der trauernden Familie noch am gleichen Tag abgestattet hat, die die vier Jugendlichen durch den Mord verloren hatte. «Man hat mich um Waffen gebeten», sagt er, «die Albaner sind ein wildes Volk, das nie in der Geschichte durch Feigheit bekannt wurde.»

Die Gefahr geht um, daß Europa nach den Muslimen in Bosnien und im Sandžak (serbisch beherrschte Provinz, die als Landbrücke zu Montenegro dient) – sich auch noch an den über zwei Millionen Albanern versündigt: durch Unterlassung von Hilfe und Verweigerung von Schutz!

Es gab in den Tagen von Ende April insgesamt neun solcher brutaler Mordfälle, die auch die an der Grenze Albaniens demonstrativ anwesenden EG-Beobachter protokolliert und an die Regierungen Europas weitergemeldet haben. Es riecht nach Blut an dieser Grenze in einem Europa, das die Grenzen entbehrlich machen will. Dabei haben die Kosovo-Albaner, mehr noch als andere, einen Anspruch, in ihren gewaltlosen, an Mahatma Gandhi und Martin Luther King geschulchten Widerstand geehrt und belohnt zu werden. Aber wie sich am 5. Mai 1993 der charismatische und sanfte Führer der Kosovo-Albaner, Dr. Ibrahim Rugova, beklagt, der auf der Durchreise von Schweden über Skopje nach Tirana ist: «Der Wider-

stand der Albaner wird auch nicht annähernd von den Europäern so honoriert, wie sie könnten.»

Honoriert weder von der Politik noch von den Medien noch von den Kirchen. Die Skipetaren im Kosovo greifen nicht mit Bomben, Raketen, Haubitzen, AK 47 und Panzerfäusten die serbische Armee an. Deshalb werden sie weder von Europas Fernsehstationen noch von der Politik so wahrgenommen, wie das angemessen wäre. Ich lese in diesen Tagen, das ZDF, das Zweite Deutsche Fernsehen, würde jetzt zum Vorauskommando der ersten Bundeswehr-Blauhelme eine Sende-Relais-Station in der somalischen Küstenstadt Bosaso einrichten – zum Frühstücksfernsehen. Wäre schon jemand auf die Idee gekommen, mal eine Woche aus dem Kosovo zu berichten?

In Tirana klingen die «Stimmen der Nacht» noch so anheimelnd und friedlich, wie sie der größte Schriftsteller des untergegangenen Volkes der Jugoslawen, *Ivo Andric*, in seiner Erzählung «Briefe aus dem Jahr 1920» für Sarajevo geschrieben hat. Ivo Andric war und ist der Prototyp des Jugoslawen, den auch die Nachwelt als solchen erkennen wird. Als gebürtiger Kroat optierte er später für die serbische Kultur und Politik, war deshalb – Jugoslawe, weil ihm die ethnisch «reine» Herkunft indifferent geworden war:

«Wer in Sarajevo die Nacht durchwacht, kann die Stimmen der Nacht in Sarajevo hören. Schwer und sicher schlägt die Uhr an der katholischen Kathedrale: zwei nach Mitternacht. Es vergeht mehr als eine Minute (ich habe genau 75 Sekunden gezählt), und erst dann meldet sich, etwas schwächer, aber mit durchdringendem Laut, die Stimme der orthodoxen Kirche, die nun auch ihre zwei Stunden schlägt. Etwas später schlägt mit einer heiseren und fernen Stimme die Uhr am Turm der Beg-Moschee, sie schlägt elf Uhr, elf gespenstische, türkische Stunden, die nach einer seltsamen Zeitrechnung ferner, fremder Gegenden dieser Welt festgelegt worden sind. Die Juden haben keine Uhr, die schlägt, und Gott allein weiß, wie spät es bei ihnen ist, wie spät nach der Zeitrechnung der Sephardim und nach derjenigen der Aschkenasi. So lebt auch noch nachts, wenn alle schlafen, der Unterschied fort im Zählen der verlorenen Stunden dieser späten Zeit. Der Unterschied, der alle diese schlafenden Menschen trennt, die im Wachen sich freuen und traurig sind, Gäste empfangen und nach vier verschiedenen, untereinander uneinigen Kalendern fasten und alle ihre Wünsche und Gebete nach vier verschiedenen Liturgien zum Himmel senden. Und dieser Unterschied, der manchmal sichtbar und offen ist, ist immer dem Haß ähnlich, sehr oft mit ihm identisch. Diesen spezifisch bosnischen Haß müßte man studieren und bekämpfen wie eine gefährliche und weitverbreitete Krankheit.» (Ivo Andric: «Briefe aus dem Jahr 1920».)

Ich habe sie alle getroffen in Tirana, nur die Juden nicht mehr, denen wird die SS-Division Skanderbeg Vernichtung und Tod gebracht haben, wie die Serbo-Tschetniks um Sarajevo die letzten Reste der großen jüdischen Gemeinde, die hier einst aus Spanien kommend Asyl gefunden hatten, aus Sarajevo vertrieben haben. Armes Europa!

Rupert Neudeck, Troisdorf

Hinweise: Amnesty International, Hrsg., Yugoslavia, Ethnic Albanian-Victims of Torture and Ill-Treatment by Police in Kosovo Province. London, Juni 1992; Confédération internationale des syndicats libres, Hrsg., Licenciements et purification ethnique au Kosovo. Bruxelles, Oktober 1992; Helsinki Watch, Hrsg., Yugoslavia: Human Rights, Abuses in Kosovo, 1990–1992. New York und Washington, Oktober 1992.

Marie Françoise Allain, Xavier Galmiche, Guerre sans armes au Kosovo, in: *Le Monde diplomatique* von Mai 1992; Antoine Garapon, Différenciés, les Albanais du Kosovo, in: *Le Monde diplomatique* von November 1989; Michel Roux, Les Albanais en Yougoslavie, minorité nationale territoire et développement. Éditions de la Maison des sciences de l'homme. Paris 1992. (Red.)

Besuchen Sie uns

zwischen dem 9. und 12. Juni 1993 an unserem Stand in

MÜNCHEN

► auf dem DEUTSCHEN EVANGELISCHEN KIRCHENTAG

Ort: OLYMPIAHALLE

Wir sind vom Forum Lateinamerika als Werkstattgruppe eingeladen worden und freuen uns auf Ihren Besuch

Ihre ORIENTIERUNG

ORIENTIERUNG

erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich
Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83

Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,
Josef Bruhin, Werner Heierle, Josef Renggli, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1993:

Schweiz: Fr. 44.– / Studierende Fr. 30.–
Deutschland: DM 52.– / Studierende DM 36.–
Österreich: öS 390.– / Studierende öS 270.–
Übrige Länder: sFr. 40.– zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 60.– / DM 70.– / öS 450.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27 842-8
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG, Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473 009 306, Stella Matutina, Feldkirch
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Druck: Vontobel Druck AG, 8620 Wetzikon

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.